

## Editorial

Leben ist wie ein Palimpsest. Es wird immer wieder auf- und umgeschrieben. Vermutlich geht es dabei um die Suche nach der Wahrheit – einer Wahrheit, mit der man leben kann. Die Sehnsucht nach Authentizität und Wahrheit scheint so groß, dass in den letzten Jahren Lebensgeschichten in zahlreichen Genres und Medien massenhaft produziert und rezipiert werden.<sup>1</sup> Auch die *life writing*-Forschung hat in vielen Wissenschaftskulturen daran teil. In unzähligen Arbeiten wird versucht, Fragen der auto/biographischen Wahrheit zu klären und die Vorstellung des authentischen und autonomen Individuums durch relationale Konzepte zu ersetzen. In der Praxis des Schreibens und Rezipierens von Auto/Biographien aber ist das Narrativ von Authentizität, Autonomie und Individualität weiterhin überaus wirksam. Das hat viel mit normierenden Geschlechtervorstellungen zu tun, die so tief im Alltagsverständnis vieler Menschen verwurzelt sind, dass sie oft unbemerkt wirksam werden.

Dazu gehören etwa die Kriterien, nach denen Personen zur auto/biographischen Darstellung ausgewählt werden: Ist die betreffende Person für die Öffentlichkeit relevant? Hat sie eine Leistung vollbracht, die für die Gesellschaft wichtig ist und sie beeinflusst und verändert? Ist sie in Handlungsfeldern tätig, die für die Gesellschaft von Bedeutung sind, wie etwa Politik oder Wissenschaft? Hat ihr Lebenswerk in eine Tradition, in ein kollektives Gedächtnis Eingang gefunden, sodass man sich wieder und wieder mit ihr auseinandersetzen muss? Ist ihr Name repräsentativ geworden für einen Epochenchnitt oder eine Gruppierung („Lutheraner“, „Kantianer“, „Marxisten“)? Diese Auswahlkriterien sind lange Zeit auf Männer orientiert gewesen. Dabei spielte eine als männlich definierte Öffentlichkeit eine zentrale Rolle. Nur was sich als ‚öffentlich‘ einordnen ließ wie zum Beispiel Politik und Wissenschaft, wurde als gesellschaftlich bedeutsam definiert und hoch bewertet. Gleichzeitig wurden Frauen – von Ausnahmen abgesehen – einem ‚privaten‘ Raum zugeordnet mit ‚privaten‘ und als ‚weiblich‘ konnotierten Handlungsfeldern wie Haushalt und Familie. Die ‚öffentlichen‘

<sup>1</sup> Zu den neuen Debatten um Authentizität vgl. Sidonie Smith u. Julia Watson, Witness or False Witness: Metrics of Authenticity, Collective I-Formations, and the Ethic of Verification in First-Person Testimony, in: *Biography. An Interdisciplinary Quarterly*, 35, 4 (2012), 590–626; Julia Watson, Strategic Autoethnography and American Ethnicity Debates: The Metrics of Authenticity in *When I Was Puerto Rican*, in: *Life Writing*, 10, 2 (2013), 129–150.

Felder galt es, durch Auto/Biographie und Geschichtsschreibung sichtbar zu machen, während die ‚privaten‘ mit ihren repetitiven, endlosen Reproduktionsarbeiten unsichtbar gemacht wurden.

Die auto/biographischen Forschungen der letzten Jahre haben dazu beigetragen, die Visibilität von Frauen auch im öffentlichen Bereich zu erhöhen. Die Lebensleistungen von Frauen sind in vielen gesellschaftlichen Bereichen sehr gut aufgearbeitet, doch hat dies offensichtlich wenig an den Prozessen der Kanon- und Traditionsbildung geändert. Von der auto/biographischen Mikroebene, auf der auch die ‚privaten‘ oder ‚weiblichen‘ Handlungsfelder ihren Platz haben, führt nicht unbedingt ein direkter Weg zur „großen“ Tradition (Robert Redfield), die als allgemein relevant gilt. Denn die Bewertung dieser Tätigkeitsbereiche und ihre Verankerung in gesellschaftlichen Strukturen sind durch solche Darstellungen noch lange nicht geklärt. So kann die Geschlechtermatrix der klassischen Öffentlich-Privat-Dichotomie im Hintergrund wirksam bleiben, auch wenn dies gar nicht beabsichtigt war.

Biographien und Autobiographien sind verschiedene Textsorten und werden auch meist in getrennten Forschungsfeldern untersucht, die man unter dem Begriff des *life writing* auch zunehmend zusammenzuführen versucht. Auf jeden Fall aber beschäftigen sie sich mit dem Leben einzelner Personen. Sie faszinieren das lesende Publikum wie auch zunehmend die Wissenschaft durch das „Odium der Wahrheit“,<sup>2</sup> das ihnen qua Genre anhaftet und wovon auch noch die freiesten Ausgestaltungen bis hin zu Fiktionen und Fälschungen profitieren. Auto/Biographien scheinen aufgrund ihrer Realitätsbindung Fenster zur dargestellten Person zu bieten. Das Leseinteresse und auch wissenschaftliche Fragestellungen folgen oft diesem Blick auf den Gegenstand, wenn sie in Auto/Biographien Zugänge zum jeweiligen Lebenslauf einer Person, zu ihren Erfahrungen und Leistungen, ihren Orientierungen und ihrer Identität sehen. Jedoch sind Auto/Biographie und dargestellte Person nicht identisch, und diese keineswegs neue Erkenntnis birgt viel noch unausgeschöpftes Potential. Auto/Biographien sind konstruiert und folgen narrativen und biographischen Mustern, in die wiederum kulturelle Wertungen und Geschlechterverhältnisse eingegangen sind. Jede Entscheidung für ein Genre, für biographische wie autobiographische mitsamt allen ihren jeweiligen Subgenres, bedeutet auch eine Situierung in einem Feld von Diskursen, narrativen Mustern und Textsorten. Auto/Biographien sind nicht nur durch ihre Gegenstände, sondern vielleicht noch viel mehr durch solche Positionierungen sozial und politisch, sie greifen auf soziale wie literarische Muster zurück und haben ihrerseits „das Potential, Hierarchien und Geschlechterverhältnisse festzuschreiben“.<sup>3</sup> Geschlechterpolitisch sind sie eminent wichtig: Sie können binäre Geschlechtermodelle bestätigen, sie bergen aber auch ein kreatives Potential zu deren Veränderung. Die Artikel dieses Heftes greifen unterschiedliche Aspekte aus dem breiten Themenfeld auto/biographischer Forschung auf.

---

2 Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt a. M./New York 2012, 15.

3 Etzemüller, *Biographien*, wie Anm. 2, 9.

Mineke Bosch untersucht in ihrem Beitrag „Persona and the Performance of Identity. Parallel Developments in the Biographical Historiography of Science and Gender, and the Related Uses of Self Narrative“ die parallele Entwicklung in der wissenschaftlichen Biographie und der „gender biography“, um das Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv, Selbst und Gesellschaft zu verstehen. In der Wissenschaftsgeschichte wurden das relationale/kollektive Selbst und das Konzept der „scientific persona“ (oder Maske) entwickelt, um Einsicht zu gewinnen in die Ko-Konstruktion der/des einzelnen Wissenschaftlerin/Wissenschaftlers und des kollektiven wissenschaftlichen Unterfangens. In den Gender Studies kamen Theatermetaphern in Gebrauch, um die kollektiven und relationalen Aspekte der (Geschlechter-)Identitätsformierung zu verstehen. Die Konzepte von „doing or performing science“, an den Beispielen der WissenschaftlerInnen Boyle und Harris gezeigt, und „doing or performing gender“, vorgeführt mit den Beispielen von Lady Dilke und Marguerite Durand, betraten zur gleichen Zeit die Bühne biographischer Darstellung. Diese Konzepte wurden prägend für die „new biography“ und veränderten die Sicht auf Selbstzeugnisse, die so von unzuverlässigen subjektiven Quellen zu zentralen Schlüsseltexten wurden, um das situierte historische Subjekt zu verstehen.

Angelika Schaser hat in ihrem Beitrag „Eingeschrieben? Geschlecht in Autobiographien der ersten Politikerinnen in Deutschland“ eine andere Gruppe im Blick. Gegenstand ihrer Untersuchung sind publizierte Autobiographien von vier deutschen Frauen der Jahrgänge 1873 bis 1886, die in der Frauenbewegung und in liberalen Parteien aktiv waren. In diesen Büchern, die 1933, 1956, 1961 und 1963 veröffentlicht wurden, präsentieren die Autorinnen ihr Leben aus der Retrospektive als ein Kontinuum über die politischen Zäsuren der deutschen Geschichte hinweg und thematisieren sich je nach Lebensphase in verschiedenen Rollen als Deutsche, Angehörige der Frauenbewegung und der weiblichen Elite, als Wissenschaftlerin, als Politikerin, Liberale und Bildungsbürgerin. In dem Artikel wird dargestellt, dass die Autorinnen die Texte in einer Situation verfassten, in der zu befürchten stand, dass ihr Lebenswerk in Vergessenheit geraten könnte. Am Beispiel der Themenfelder Bildung und Politik wird danach gefragt, wann die Autorinnen sich explizit als Frauen bezeichneten und welche Bedeutung sie dem Geschlecht bei der Konstruktion ihrer Autobiographien zuschrieben. Die Autobiographien wurden als Angebot zur biographischen Verarbeitung verfasst, also mit Blick auf die Prozesse der Kanon- und Traditionsbildung. Mit ihrem Bemühen, ihr Leben als kohärente Erzählung darzustellen, folgten die Autorinnen den keineswegs unproblematischen Regeln des Genres Auto/Biographie.

Yury Zaretskiy nimmt in seinem Beitrag die Beziehung zwischen Autobiographie und Biographie in den Blick. Der *Protopope* Avvakum, der die Gegenbewegung zu den religiösen Reformen im Russland des ausgehenden 17. Jahrhunderts anführte, schrieb sein Leben auf, um ein Exempel für Standhaftigkeit im Glauben zu geben. Die Lebensgeschichte seiner Ehefrau ist Teil seiner Selbstdarstellung. Nastas'ja Markovna wird von Avvakum in hagiographischer Tradition als Idealbild einer Christin und Märtyrerin

entworfen, wobei er die Deutungshoheit über ihr Leben beansprucht. In der späteren Rezeption seiner viel beachteten und in viele Sprachen übersetzten Autobiographie gingen – zumindest in der russischen Forschung – die religiösen Kontexte verloren und die Figur der *Protopopica* wurde benutzt, um die Figur einer nationalen Heldin historisch zu verankern.

In allen drei Beiträgen werden auto/biographische Muster und Geschlechternarrative auf den Rahmen einer normenprägenden Gemeinschaft bezogen. Während bei Mineke Bosch die (Natur-)Wissenschaften zur Debatte stehen, untersucht Angelika Schaser die Nation, aber auch die Partei und die Frauenbewegung als unterschiedliche, sich überlagernde Gemeinschaften, auf deren Normen und kollektive Erinnerung diese Autobiographien bezogen waren. Yury Zaretskiy verweist dagegen auf die unterschiedlichen Gemeinschaften (Religion, Nation), für die die Figur der *Protopopica* wichtig wurde. Die Transformation von der Ikone zur Mutter der Nation wurde auch dadurch erleichtert, dass das Leben von Nastas'ja Markovna praktisch keine anderen Spuren in den Archiven hinterlassen hat.

Die Vernachlässigung von Frauen in Prozessen der Traditions- und Kanonbildung hat dazu geführt, dass viele Texte von Frauen verloren gegangen sind. Umso wichtiger sind die in den letzten Jahrzehnten intensiv vorangetriebenen Bemühungen, autobiographische Nachlässe von Frauen systematisch zu sammeln. Li Gerhalter hat diese Bestände genutzt, um sich mit den „Materialitäten des Diaristischen“ zu befassen. Sie analysiert die Textträger, fragt nach den verschiedenen Ebenen diaristischer Materialitäten (Schrift, Papier, Beilagen, Deckblätter) und der Umgebung, in der die Tagebücher aufbewahrt wurden, und kommt dabei zu einer Reihe interessanter Befunde. So kann die Vorstellung, dass Mädchen vor allem abschließbare Tagebücher benutzt hätten, als Mythos entlarvt werden. Überraschend ist das breite Spektrum von Textträgern, das Mädchen und Frauen für ihre persönlichen Aufschreibungen nutzten. Es reicht von losen Papierfetzen über Schulhefte und Kladden bis hin zu Kalendern, Haushalts- und ‚Mütter-‘ sowie ‚Fertigtagebüchern‘. Der Umstand, dass manche Autorinnen kleine Hefte als Tagebücher benutzen, die sie immer bei sich trugen, oder aber solche, die sie liebevoll und aufwändig gestalteten, verweist auf die enge emotionale Bindung der Tagebuchschreiberinnen nicht nur zu ihren Texten, sondern auch zu den Textträgern. Der Blick auf die Materialität der Tagebücher ist auch interessant unter dem Aspekt der Frage nach Authentizität: Denn er macht deutlich, wie viele Transformationen Tagebücher auf dem Weg zur Edition durchlaufen haben. Gerhalter leistet damit einen Beitrag zum Sichtbarmachen und Sichtbarhalten von Frauen in Geschichte und Gesellschaft.

Die eminent große politische Bedeutung der Produktion und Rezeption von *life writing* wird auch „Im Gespräch“ mit Julia Watson zum Thema. Der Begriff Autobiographie sollte nach dem von ihr und Sidonie Smith seit langem vertretenen Ansatz durch ein Konzept von „Autobiographical Acts“ ersetzt werden, das sich auf den gesamten Prozess der Herstellung, Vermarktung und Rezeption von auto/biographischen Erzählungen in unterschiedlichen Medien bezieht. In diesem Zusammenhang wird auch

die Beziehung zwischen Autobiographie und Gedächtnis zu einem wichtigen Thema. Der gleiche Gedanke spielt eine zentrale Rolle in „L'Homme Extra“. Ayşe Gül Altınay arbeitet in ihrem Beitrag heraus, wie sich in der Türkei im letzten Jahrzehnt im Hinblick auf den Völkermord an den ArmenierInnen ein kulturelles Gedächtnis geformt hat, das eine große Herausforderung für das Selbstbild der türkischen Nation wurde. Zugleich zeigen diese Debatten, wie sich durch die öffentliche Kommunikation über solche auto/biographischen Erinnerungen auch politische Fragen staatlicher Deutungshoheit in einem immer breiteren Ausschnitt der Bevölkerung diskutieren lassen. Lange hatte man jene Überlebenden des Völkermords an den ArmenierInnen vergessen und verschwiegen, die zum Islam konvertiert waren. Ihre Geschichte(n) wurde(n) erst im Zuge der Vorbereitung für die Gedenkfeier zum 90. Jahrestag wiederentdeckt. Ayşe Gül Altınay analysiert das Verschweigen dieser Menschen in der türkischen Historiographie und den Prozess, in dem sie ins öffentliche Bewusstsein rücken, und zeigt die unterschiedlichen Ebenen (*race, ethnicity, nation, memories*) auf, auf denen in diesem Prozess der Bildung eines kollektiven Gedächtnisses Gender wirksam wird. Sie fordert, dass die postnationalen und kritischen Studien zum Genozid um eine feministische Perspektive erweitert werden.

Im „Forum“ sind zwei Redebeiträge abgedruckt, die in unterschiedlicher Weise in Bezug zum Thema dieses Heftes stehen. Karin Hausen stellt in ihrer Rede angesichts der Verleihung des René-Kuczynski-Preises, den sie für ihr Buch „Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte“ erhalten hat, „Verquere Überlegungen zu Menschen-Geschlechtern“ an. Dabei geht es ihr einerseits darum, die gesellschaftliche Bedeutung von Geschlechtlichkeit, die stillschweigend ausgeblendet wird, wenn vom Menschengeschlecht die Rede ist, sichtbar zu machen; zum anderen zeigt sie exemplarisch am Thema Arbeit auf, in welcher Weise die feministische historische Forschung einen Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft der Gegenwart und Zukunft leisten kann. Ihr lesenswerter Beitrag endet mit der optimistischen Vision einer Gesellschaft, in der die geschlechtsspezifischen Differenzierungen und Hierarchisierungen überwunden sind. Auch wenn die Auto/Biographie kein Thema dieses Beitrags ist, werden hier wichtige Grundlagen ausgebreitet: Die Unterscheidung zwischen „langlebigen kulturell tradierten normativen Geschlechterordnungen“, „strukturell und institutionell verankerten Geschlechterverhältnissen“ und „den von Menschen einzeln und in Gruppen gelebten Geschlechterbeziehungen“, die in der Einleitung des ausgezeichneten Buches noch ausführlicher erläutert ist, ist grundlegend für die auto/biographische Forschung. Wie oben erwähnt, steht sie vor dem Problem, dass die Geschlechterverhältnisse und die Geschlechterordnungen Handlungsrahmen und Wertsetzungen vorgeben, die in den Quellen oft verborgen bleiben. So können leicht Illusionen von der ‚agency‘ der ProtagonistInnen erzeugt werden.

Um das Verbergen und Verschweigen geht es auch in dem Beitrag von Natalie Z. Davis, der auf eine Keynote zurückgeht, die sie 2011 auf dem „Early Modern Workshop: Resources in Jewish History“ an der University of Texas at Austin gehalten hat.

Davis zeigt in ihrem Text an zahlreichen konkreten Fallbeispielen auf, welche Bedeutung dem Genre und dem anvisierten Publikum als Rahmen für das Schreiben eines Selbstzeugnisses zukommt. Im zweiten Teil ihres Vortrages beschäftigt sie sich mit dem, was in den Texten verborgen bleibt. Dies hat nichts mit dem Vergessen oder der Unzuverlässigkeit oder Unfähigkeit sich zu erinnern zu tun, vielmehr handelt es sich um einen sehr komplexen Prozess, über sein Leben nachzudenken und es in kommunikative Kontexte einzubringen, in dem die von den AutorInnen in der Regel bewusst getroffene Wahl für ein bestimmtes Genre und die Vorstellung, für welches Publikum sie schreiben, ihre Wirksamkeit entfalten.

„Aktuelles und Kommentare“ schließt an die Debatten zu „Prostitution“ im „L’Homme“-Heft 1/2010 an. Ein ausführlicher Bericht informiert über die Tagung „SexarbeiterInnen – willkommen in Europa?!“, auf der unter anderem die Folgen des 2002 in Deutschland eingeführten Prostitutionsgesetzes kritisch analysiert wurden. Die Kommentarreihe zum Neuen Maskuli(ni)smus wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Die Herausgeberinnen und die Redaktion von „L’Homme“ möchten dieses Heft zum Anlass nehmen, N. Z. Davis zu ihrem 85. Geburtstag zu gratulieren und ihr für die vielen Anregungen zu danken, die wir alle im Laufe unseres Forscherinnenlebens von ihr erhalten haben.

*Claudia Ulbrich, Gabriele Jancke und Mineke Bosch*